

Label

War Eden je ferner? Zur Ambivalenz ko-kreatürlichen Benennens

Julia Enxing

„Clemens und Linda, bitte“, höre ich im Wartezimmer, womit die Namen der nächsten beiden Patient*innen aufgerufen wurden. Clemens und Linda sind blond, etwas klein für ihr Gewicht und keine motorischen Wunder. Behäbig und mit größter Gelassenheit erheben sie sich und gehen langsam Richtung Sprechzimmer.

Die Arztpraxis, in der ich im Wartezimmer sitze, ist eine Tierarztpraxis; Clemens und Linda sind Französische Bulldoggen in leuchtend-bunten Brustgeschirren. „Clemens und Linda“ also, denke ich. In solchen Momenten kommt mir der Name meiner Hündin – Lucy – denkbar unkreativ vor. Manchmal frage ich mich, wie mich wohl meine Hündin genannt hätte (oder gar nennt), wäre sie es gewesen, die einen Namen für mich ausgesucht hätte.

Realiter ist es aber so, dass nicht die Tiere uns einen Namen geben – jedenfalls nicht, dass wir wüssten –,¹ sondern dass wir es sind, die sie nennen, benennen, und beim Namen rufen. Bereits die Autor*innen der Schöpfungserzählung im zweiten Buch Genesis halten diese Wirklichkeit fest und stellen sie in einen Ursprungszusammenhang, jenen der Entstehung des Menschen.

Auch Thomas Ruster zeigt sich fasziniert von dieser Schriftstelle, in der der Mensch den Tieren Namen gibt und Gott dieses Vorgehen „beobachtet“.²

1 Vorläufige Forschungsergebnisse legen allerdings tatsächlich nahe, dass sich auch Tiere Namen für „ihre“ Menschen ausdenken. Vgl. Eva Meijer, Was Tiere wirklich wollen. Eine Streitschrift über politische Tiere und tierische Politik, München 2017, 104.

2 Thomas Ruster, Die paradiesische Wissenschaft. Der Mensch ist nicht allein mit sich, in: Simone Horstmann/Thomas Ruster/Gregor Taxacher (Hg.), Alles, was atmet. Eine Theologie der Tiere, Regensburg 2018, 46–62.

Man könnte Gott beinahe eine gewisse Neugierde unterstellen. Früh geriet diese Bibelpassage in die Kritik, nicht zuletzt bestand der Vorwurf, Gott werde hier zu anthropomorph dargestellt. Ruster verweist auf Augustinus, der sich daran stört, dass Gott hier wie ein Mensch beschrieben würde – als könnte Gott dem Menschen tatsächlich die Tiere „bringen“. Allerdings sei das Rätsel, wie denn nun alle Tiere anlässlich des „Benennungsaktes“ zum Menschen gekommen seien, „noch nicht die gravierendste anthropomorphe Entgleisung des Textes“³, so Ruster. „Viel schwieriger ist die Frage zu beantworten, warum Gott daran interessiert war zu erfahren, wie der Mensch die Tiere nennen würde. Wusste er kraft seiner Allwissenheit die Namen der Tiere nicht selber? War es wirklich nötig, dass er erst den ganzen Vorgang der Benennung durch den Menschen abwartet, bevor ihm klar wird, dass die Tiere nicht die dem Menschen entsprechende Hilfe sind?“⁴

Den Überlegungen Rusters möchte ich im Folgenden einige weitere Gedanken hinzufügen, die sich um den *Prozess des Benennens* bzw. die *Namensgebung* drehen.

Von der paradiesischen Wissenschaft zur Ambivalenz im Hier und Jetzt

In Gen 2,19 ist es der Mensch, der den Vorgang des Benennens übertragen bekommt. Damit nimmt er eine Tätigkeit wahr, die zuvor einzig Gott zustand. Gott benannte kurz zuvor die vier Flüsse: Pischon, Gihon, Eufrat und Tigris. Kurz darauf ändern die Autor*innen den Plot so, dass der Akt des Benennens nicht mehr Gott, sondern Adam zukommt und Gott zum zuschauenden (beobachtenden) Wesen wird. Man kann also – wie Augustinus und Thomas von Aquin – kritisieren, dass Gott hier anthropomorph dargestellt wird, weil Gott Adam die Tiere bringt; umgekehrt kann man allerdings auch kritisieren, dass die Autor*innen den Adam hier womöglich zu „God-like“ beschrieben haben, indem sie ihm eine Kompetenz übertrugen, die zuvor ausschließlich Gott eigen war.

Obleich die beiden Schöpfungserzählungen Kompositionen von Ursprungserzählungen aus Retroperspektive sind, ist ihnen eins gemeinsam: Sie sind schuldfrei. So wie das Trennen und Scheiden, Separieren und

3 Vgl. ebd., 48.
4 Vgl. ebd., 48 f.

Teilen des Vorfindlichen in Tag und Nacht, Himmel und Erde, Wasser und Land zwecks Transformation des *tohu wabohu* in Ordnung, des Chaos in Kosmos⁵ im ersten Kapitel des Buches Genesis, so ist der Akt der Namensgebung im zweiten Kapitel: unschuldig. Nachparadiesisch verliert dieser Vorgang, dieses Schaffen von Wissen, diese Wissenschaft, ebenso seine Unschuld wie das Kreatürliche insgesamt – allen voran der Mensch. Die Güte und Gutheit des Lebens, das *bonum commune* und die planetarische Solidarität, der Frieden aller Arten, der so charakteristisch für den paradiesischen Zustand ist, verliert schnell seine Gewaltlosigkeit.

Auch heute bedient sich der Mensch ganz selbstverständlich dieser machtvollen Geste. Zwar beruft er sich dabei normalerweise nicht auf die beiden Schöpfungserzählungen, dennoch gehören Trennen, Sortieren und Scheiden – wie wir es aus der ersten Schöpfungserzählung kennen – ebenso zu den üblichen menschlichen Praktiken wie der Akt der Namensgebung. Anderen einen Namen zu geben bedeutet nachparadiesisch immer auch, Macht über sie zu haben. Nicht nur im Augenblick der Namensgebung, sondern auch mit dem, was ein Name auszudrücken vermag. Die Alttestamentlerin Carmen Diller deutet die Benennung der Tiere in Gen 2,19 als Teil des Herrschaftsauftrags, den Gott den Menschen übertragen habe: „Die Benennung der Tiere überlässt Gott dem Menschen. Durch die Namensgebung erhält der Mensch zugleich die Macht und die Herrschaft über die Tiere. Hier findet sich eine sehr alte Vorstellung wieder, wonach die Kenntnis des Namens eines Wesens Macht über es verleiht.“⁶

Von der Namensgebung zum namenlosen Label

Auch im 21. Jahrhundert bedient sich der Mensch des Privilegs der Benennung. Häufig bedeutet das Benennen anderer Lebewesen nicht nur, diese (neutral) zu bezeichnen, etwa um sie voneinander unterscheiden zu können; häufig geht damit einher, dass „den Anderen“ statt individueller

5 Georg Steins spricht von „Einhegung“: Georg Steins, Wovon sprechen die biblischen Erzählungen „am Anfang“?, in: Stefan Voges (Hg.), Christlicher Schöpfungsglaube heute. Spirituelle Oase oder vergessene Verantwortung, Ostfildern 2020, 11–33, hier 20.

6 Carmen Diller, „Am Anfang davon, dass Gott den Himmel und die Erde erschaffen hat ...“. Grundzüge alttestamentlicher Schöpfungsaussagen, in: Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hg.), Unterwegs nach Eden. Zugänge zur Schöpfungsspiritualität, Ostfildern 2009, 13–30, hier 17.

Namensgebung Label zukommen. Ein Label, das ihnen der Mensch verpasst und das ihr Schicksal bestimmt. Anders als im Garten Eden gibt es post-paradiesisch nicht nur „viele Arten“, sondern „gute“ und „schlechte“, es gibt „geliebte“ und „ungeliebte“ Tierarten: Die Namhaften, die wir in unseren Betten schlafen lassen und die Namenlosen, die in kalten, dreckigen und viel zu kleinen Käfigen, häufig in Isolation, ein erbärmliches Dasein fristen. Unseretwegen – nicht ihretwegen.

Thomas Ruster deutet die biblische Namensgebung als Zeichen der Kenntnis der „wahren Natur“ eines Lebewesens: „Dass Adam die Tiere benennen konnte, setzt die Erkenntnis über die wahre Natur der Tiere voraus.“⁷ Er sieht damit deutliche Parallelen zur „gerechten Art des Erkennens und Wissens“ an zwei weiteren Schriftstellen: Neben der Erkenntnis der Natur der Tiere (Gen 2,19) sei dies die Einsicht Gottes in die Natur des Menschen, indem Gott erkannte, dass Tiere keine dem Menschen entsprechende Hilfe seien (Gen 2,20) und drittens die Erkenntnis (und Namensgebung) der Frau, Ischcha (Gen 2,23). Zwar haben uns die Theologiegeschichte und das gewaltdurchzogene menschliche Miteinander mittlerweile gegenüber Begriffen wie „wahre Natur“ das Fürchten gelehrt; ein weiterer Aspekt scheint mir allerdings entscheidend: Es geht um das Erkennen des Anderen selbst, das im paradiesischen Zustand noch in eine „Urstandsgerechtigkeit“⁸ eingebettet ist. Es ist „eine Erkenntnis, die dem Erkannten gerecht wird“⁹. Gerechtigkeit und das Wahrnehmen des Anderen um seiner selbst willen sind also entscheidend für die Qualität der Erkenntnis. In diesem Verständnis steht Namensgebung, steht Benennen tatsächlich für eine Subjekt-Werdung.

Ob es jedoch gerechtfertigt ist, das in Gen 2,19 beschriebene „wie er sie nennen würde, so sollte ihr Name sein“ tatsächlich so zu deuten, als handle es sich hier um eine Namensgebung von einzelnen Tieren, bleibt offen. Womöglich könnte hiermit auch eine weitere Einteilung in Arten gemeint sein (eine grobe Unterteilung in jene Tiere des Feldes und jene des Himmels hat bereits stattgefunden). Zwar ist nicht weiter beschrieben, welchen Namen der Mensch (Adam) den Tieren gegeben hat, eine Deutung dahingehend, dass es sich eher um die Benennung weiterer Tiergruppen handelt als um Eigennamen liegt aber insofern nahe, als kurz darauf das zweite Menschen-

7 Ruster, Die paradiesische Wissenschaft (wie Anm. 2), 55.

8 Ebd., 56.

9 Ebd.

wesen einen Namen bekommt, „Ischscha“, welcher sich menscheitsgeschichtlich nicht als Eigenname herausgestellt hat. Unabhängig davon, ob „Name“ hier einen Eigennamen oder einen Stamm meint, fest steht: Ein Name steht für die Wahrnehmung eines Subjekts. Umgekehrt bedeutet namenlos zu sein, nicht angesprochen, nicht differenziert wahrgenommen zu werden. Wen wir kennen, wen wir lieben, wen wir achten, nennen wir beim Namen. Und: Weil wir die Namen von Lebewesen kennen, nehmen wir sie besonders wahr. Dies ist nicht nur eine Frage des Stils, es ist eine Frage der Sichtbarkeit, der Wahrnehmbarkeit. Doch auch hier tritt die Ambivalenz des Namens hervor: Den Namen von jemandem zu kennen, kann (für dieses Lebewesen) auch bedrohlich sein. Keinen Namen zu haben bedeutet hingegen, nicht als Individuum begriffen zu werden.

Namhaftes isst man nicht (so leicht)

Ruster beschreibt die Geschichte der Familie Zuckmayer, die vor den Nazis in die USA floh und sich dort mittels eigener Landwirtschaft selbst versorgte.¹⁰ Die Tiere der Familie hatten Namen – mit Ausnahme einer weißen Gans. Diese sollte bald geschlachtet werden, als ihre frühere Besitzerin kam und sie mit ihrem Namen, „Susi“, aus dem Teich lockte. Schnell nahm man von der Idee des Schlachtens Abstand. Einem Tier einen Namen zu geben bedeutet, dieses als eigenständiges Lebewesen anzuerkennen. In der Regel geht der Namensgebung ein Prozess des Bekanntwerdens mit diesem Tier voraus. Welcher Name würde zu ihm oder zu ihr passen? Wie ist ihr Charakter? Was verbinden wir mit dem Namen? Wie ist es, dieses Tier bei diesem Namen zu rufen? Jemandem einen Namen zu geben, ist meist ein Liebesakt; ein Akt der Aufnahme in eine Gemeinschaft – in die Gemeinschaft der Nam-haften.

In ihrem Beitrag „Tiere taufen? Man kann gute Gründe dafür finden“¹¹ berichtet die systematische Theologin Eske Wollrad den Lesenden von ihrem Familienmitglied, dem Kater Casimir. Ihre Kinder wollten ihn eines Tages gerne taufen, um seinen Status als geliebtes Familienmitglied deutlich zu machen und Casimir bewusst unter den Segen Gottes zu stellen.

¹⁰ Ebd., 46–48.

¹¹ Eske Wollrad, Tiere taufen? Man kann gute Gründe dafür finden, 14.08.2020, online verfügbar unter: <https://zeitzeichen.net/node/8489> [zuletzt abgerufen am 25.12.2020].

„Wenn Taufe Gottes unbedingtes Ja zu ihrem/seinem Geschöpf bedeutet, warum eigentlich nicht?“¹², überlegt Wollrad. Sie reflektiert biblische Erzählungen, die nicht nur vom gemeinsamen Ursprung tierlichen und menschlichen Lebens sprechen. Sie rekurriert auf Gen 2,19, jene Erzählung, in der es heißt, Gott habe die Tiere als „erste Gefährten“ des Menschen erschaffen, und zwar aus Erde, dem Material, aus dem auch der Mensch selbst nach Gen 2,7 erschaffen wurde. Auch im Buch Kohelet wird die Gottesnähe von Mensch und Tier betont: „Und was das Schicksal der Menschen und das Schicksal der Tiere angeht: Ein und dasselbe Schicksal steht ihnen bevor. Der Tod von diesen gleicht dem Tod von jenen. Sie haben denselben Atem. Die Menschen haben keinen Vorrang vor den Tieren. Denn alles ist häwäl – alles vergeht.“¹³ Ebenso im Psalm 150,6a, der namensgebend für den von Simone Horstmann, Thomas Ruster und Gregor Taxacher veröffentlichten tiertheologischen Band wurde, heißt es: „Alle, die ihr Atem zum Leben habt, lobt Jah!“ Daraufhin fragt Wollrad: „Wenn Casimir also Gott loben kann, kann er dann nicht auch getauft werden?“ Sakramententheologisch lautet die christliche Antwort hier nach wie vor: Nein. Begründet wird dies mit der sündenvergebenden Wirkung der Taufe, die den Tieren, von deren „Sündenfähigkeit“ nicht ausgegangen wird, deshalb auch nicht zukommen kann. Bisher weichen die christlichen Kirchen weder beim Initiationsritus der Taufe noch beim Passageritual „Beerdigung“ von ihrer Position ab: Der Unterschied von Mensch und Tier sei so groß, dass letzteres hiervon ausgeschlossen werden müsse.¹⁴ Umgekehrt könnte man natürlich fragen, wem wirklich etwas weggenommen würde, wären diese Sakramente und Liturgien nicht ausschließlich für den Menschen reserviert? Aus tiertheologischer Perspektive und vor dem Hintergrund der von den Human-Animal-Studies¹⁵ solide erforschten cross-species-Verwandtschaften scheint ein derartiger Sakramentenrigorismus jedenfalls kritikwürdig.

12 Ebd.

13 Koh 3,19. – Alle Bibelzitate in diesem Beitrag sind aus der Übersetzung „Bibel in gerechter Sprache“.

14 Vgl. Julia Enxing, Tot – nur auf dem Teller, 28.11.2018, online verfügbar unter: <https://www.feinschwarz.net/tot-nur-auf-dem-teller/> [zuletzt abgerufen am 25.12.2020].

15 Vgl. z. B. Gabriela Kompatscher/Reinhard Spannring/Karin Schachinger (Hg.), Human-Animal Studies, Münster/New York 2017; Celia Deane-Drummond, Theological Ethics through a Multispecies Lens. The Evolution of Wisdom, Oxford 2019; dies., The Wisdom of the Liminal. Evolution and Other Animals in Human Becoming, Grand Rapids/Michigan 2014.

Von der Suche nach dem Paradies in der Wissenschaft

Der Auftrag der Namensgebung kann machtförmig oder machtkritisch verstanden werden. Bezogen auf die Tiere ist es allerdings so, dass die meisten Tiere in unserem Nahbereich (ich bezeichne hiermit einmal nicht nur den Wohnbereich, sondern zähle unsere Supermärkte, Münder, Mägen, Därme, Sofas, Jacken und Handtaschen dazu) namenlos sterben. Wer würde sich zuständig fühlen, den über 730 Millionen Tieren, die allein in Deutschlands Schlachthöfen 2019 starben,¹⁶ einen Namen zu geben, nur um beispielsweise „Ludwig“ kurz darauf mit Bratensoße und Salzkartoffeln zu verspeisen oder sich genüsslich auf „Ludwig“ eine Netflix-Serie anzuschauen? Grund für dieses namenlose Massensterben ist eine Massentötung – vor allem in den westlichen Industriestaaten. Der Theologe Stefan Voges sieht hierin einen „krankhafte[n] Auswuchs einer falschen Wahrnehmung der Tiere“¹⁷. Von der Wissenschaft des Paradieses, in der Gott Adam das Benennen seiner tierlichen Gefährt*innen noch getrost überlassen konnte, sind wir weit entfernt. Hält man sich die Tötungsmaschinerie der Massentierhaltung vor Augen, ließe sich mit der Stimme der Tiere vielmehr fragen: War Eden je ferner?

Ein Gewährwerden dieses Zustands könnte auch die (theologische) Wissenschaft aufwecken, so dass sich diese wieder auf die Suche nach dem verloren gegangenen Paradies macht. Mit einer theologischen Spurensuche nach einem neuen Tier-Bewusstsein in der Theologie hat sich Thomas Ruster selbst zum Gefährten der Tiere gemacht. Eine umfassende Würdigung seines Verdienstes auf diesem Gebiet steht indes noch aus.

16 Heinrich Böll Stiftung / BUND / Le Monde diplomatique (Hg.), *Fleischatlas. Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel 2021*, 38, online verfügbar unter: https://www.boell.de/sites/default/files/2021-01/Fleischatlas2021_0.pdf?dimension1=ds_fleischatlas_2021 [zuletzt abgerufen am 15.09.2021].

17 Stefan Voges, *Tiere, unsere Mitbewohner im gemeinsamen Haus. Eine Konkretisierung von Laudato si' in der Spur einer theologischen Zoologie*, in: ders. (Hg.), *Christlicher Schöpfungsglaube heute. Spirituelle Oase oder vergessene Verantwortung?*, Ostfildern 2020, 141–151, hier 141.